

Heiko Prasse

## Von Schmetterlingen und anderen veränderlichen Dingen

Die einfache Beobachtung, dass „*alles fließt, nichts bleibt*“, dass sich die Welt also in einem dauernden Prozess der Veränderung befindet, formulierte Heraklit schon vor etwa 2500 Jahren. Fasziniert von Verwandlungen wie der einer Raupe zum Schmetterling dichtete Ovid seine Metamorphosen, eine in Gedichtform gebrachte Sammlung zahlreicher Verwandlungsgeschichten der griechischen Mythologie. Und eine überraschende Portion Humor schwingt bei Immanuel Kant mit, wenn er schreibt: „*Es ist nichts beständig als die Unbeständigkeit*“.

Veränderungen sind zu jedem Zeitpunkt und überall wahrzunehmen, es gibt letztlich nichts in dieser Welt, das dauerhaft so bleibt, wie es ist. Daher haben sich Denker und Philosophen auch zu allen Zeiten intensiv mit dem Phänomen der Veränderung beschäftigt. Klein blieb dabei die Zahl derjenigen, die – wie Parmenides – sich nicht von ihrer Wahrnehmung davon abhalten ließen zu „beweisen“, dass logisch gesehen gar keine Veränderung möglich sei.

Eine wesentlich wichtigere Rolle spielte die Suche nach der Antwort auf die Frage, ob und wie eine Person oder ein Objekt die Identität während eines Veränderungsprozesses bewahrt. Kann man diesen Schmetterling hier als identisch mit der Raupe von letztem Monat bezeichnen, aus der er sich entwickelt hat? Bin ich morgen immer noch „ich“ von diesem Moment, wenn meine Haare gewachsen und meine Erfahrungen um einen Tag reicher sein werden? Und wenn ich ja weiß, dass ich doch irgendwie ich bleibe, worin besteht der Zusammenhang zwischen beiden Versionen von mir?

Entscheidend für die Bewahrung der Identität ist, dass eine Veränderung ein Übergang ist, dass sie in einem Prozess über einen Zeitraum stattfindet, und dauere es auch nur einen Sekundenbruchteil. Ein Zeitraum lässt sich in beliebig kleine Abschnitte eingeteilt vorstellen, und bei einer Veränderung von einem Zustand zu einem anderen gibt es jeweils immer unendlich viele Zeitpunkte dazwischen, während denen sich das Objekt der Veränderung auch in einem Zwischenzustand befindet – und zwischen zwei beliebigen dieser Zeitpunkte gibt es wieder unendlich viele. Sonst liegt eben keine Identität vor, und es hat keine Veränderung stattgefunden, sondern ein Wechsel der Beobachtung vom einer Raupe auf einen völlig anderen Schmetterling.

Ein Nachdenken über das Phänomen Veränderung ist so gut wie unmöglich wenn man dabei die Zeit ausklammert. Eine Veränderung findet niemals statt, ohne dass Zeit vergeht, und Zeit, die verstreicht, ohne dass auch nur die kleinste Veränderung in der Welt stattfindet, ist nur schwer vorstellbar. Käme die Welt zu einem kompletten Stillstand – würde dann noch Zeit verstreichen?

Eine Vielzahl von Veränderungen finden andauernd statt, von den Bewegungen der Erde und des Mondes um die Sonne und umeinander, die für den Wechsel von Tag und Nacht, Ebbe und Flut, Vollmond und Neumond, Frühling, Sommer, Herbst und Winter sorgen, bis hin zur ständigen Bewegung der kleinsten Bausteine der Materie, die verursachen, dass sich Atome immer wieder neu gruppieren. Solche ununterbrochen stattfindenden chemischen Reaktionen werden für uns unter anderem im Zerfall organischer Materialien und von Metall sichtbar.

Noch viel deutlicher und wichtiger als im Weltraum oder der Welt der Teilchen ist Veränderung aber für alles, was mit dem Leben zusammenhängt. Da sind die kaum wahrnehmbaren und doch so unverzichtbaren Vorgänge des Stoffwechsels, bei denen sich Materie in Energie verwandelt. Viel Anschaulicher ist die längerfristige Entwicklung unseres Körpers. In den ersten Lebensjahren wird erst mal alles immer größer, aber kaum sind wir erwachsen, übernimmt das Altern die Entwicklung des Körpers, Haare werden grau und fallen aus, die Sinnesorgane und Muskeln verlieren an Leistungsfähigkeit. Aber niemals hört der Körper auf, sich zu verändern, solange noch Leben in ihm ist.

Neben solchen Äußerlichkeiten ändern sich in unserem Leben aber auch unsere Ziele und Träume, unsere Werte und Gewohnheiten, unser Wissen und unsere Fähigkeiten. Erfolge und Enttäuschungen lassen uns unsere Prioritäten neu setzen, Erfahrungen und Austausch lassen uns unsere Ideale überdenken, Lernen und Übung vermehrt unser Können. Unsere Gesellschaft potenziert solche Veränderungen im Lauf der Jahrzehnte und Jahrhunderte noch einmal – die großen Erkenntnisse der klügsten Köpfe früherer Zeiten lernen Kinder heute schon in der Grundschule, den technischen Lebensstandard von vor zweihundert Jahren können wir uns gar nicht mehr vorstellen, und was noch vor nicht allzu langer Zeit ein unerschütterlicher Wert für das Menschliche Zusammenleben war, gilt heute als überholt.

Dabei ist natürlich nicht jede Veränderung eine Verbesserung, und oft wäre es uns lieber, es bliebe alles beim Alten. Vor allem Änderungen von außen, die wir nicht beeinflussen können, die in unserer Wahrnehmung einfach geschehen, oder die andere Menschen verursacht haben ohne uns zu fragen, stehen wir erst mal skeptisch gegenüber. Wir fürchten uns vor dem Verlust des Bisherigen, solange wir noch nicht wissen, was das Neue Gutes bringt. Darum sind wir sehr erfinderisch, wenn es darum geht, Veränderungen zu verhindern: So bewahrt Schrift das Wissen und Erinnerungen vor Veränderung, der Duden bewahrt die Sprache und Schreibweise, und diverse Vereine zur Bewahrung der deutschen Sprache bemühen sich, den Duden zu bewahren.

Wenn es drauf ankommt, sind Lebewesen aber unglaublich anpassungsfähig an jede Veränderung. Wenn sich die Welt verändert, verändern wir uns selbst nahezu automatisch auch. Die Fähigkeit, sich an veränderte Bedingungen an-

zupassen, inspirierte Darwin zu seiner Theorie über die Entstehung der Arten. So gut wie der Mensch beherrscht aber keine andere „Art“ die Anpassung, zumindest war das mal so. Als zivilisierte Menschen passen wir nicht mehr uns an unsere Umgebung, sondern unsere Umgebung an uns an. Dadurch haben wir aber auch einen guten Teil unserer Anpassungsfähigkeit eingeübt.

Alles können wir aber auch nicht nach unseren Vorstellungen ändern, Erdbeben und Stürme erinnern uns gelegentlich daran, wie wenig wir die Naturgewalten kontrollieren können. Und an dem Versuch, andere Menschen oder die Gesellschaft zu verändern, verzweifeln wir regelmäßig. Es ist schwierig, andere rein argumentativ von der Notwendigkeit einer Veränderung zu überzeugen, wenn sie die Not, die man wenden möchte, nicht so sehen wie man selbst. Veränderungen mit Gewalt zu erzwingen, hat zwar gewisse Erfolgsaussichten, bewirkt aber auch gar nicht so selten das Gegenteil des Beabsichtigten. Und wer machtlos ist, keine Druckmittel in der Hand hat, hat oft das Gefühl, überhaupt keine Veränderung bewirken zu können.

Dabei zieht jede Handlung mehr oder weniger prägnante Veränderungen der gesamten Umgebung nach sich. „*Der Flügelschlag eines Schmetterlings im Amazonas-Urwald kann einen Orkan in Europa auslösen*“, beschrieb der Meteorologe Edward N. Lorenz die mögliche große Wirkung kleiner Ursachen. Unsere Möglichkeit, Veränderungen auszulösen, ist wahrscheinlich viel größer, als wir es beurteilen. Und sie ist am größten, wenn wir bei uns selbst anfangen mit dem Verändern.

Die eigentliche Schwierigkeit besteht wahrscheinlich darin, abzuschätzen, was genau wir mit welcher Handlung oder Veränderung an uns auslösen. Oder andersherum: Wie wir es bewerkstelligen können, die ersehnte große Veränderung anzustoßen. Denn der Schmetterling im Urwald weiß ja nicht, wann und in welche Richtung er seine Flügel schlagen muss, um gezielt einen Orkan auszulösen.

Wenn wir nicht resigniert aufgeben wollen, brauchen wir die Geduld, auf Veränderungen zu warten, die nicht orkanartig geschehen, sondern Zeit brauchen oder Beharrlichkeit, nach dem veränderten kreativen Ansatz zu suchen, der doch noch die große Veränderung bringt. Hören wir nur nicht auf, Veränderungen anzustreben, denn wenn sie auch Risiken bergen, die wir nicht abschätzen können, so käme ein völliger Stillstand doch dem Tode gleich.

Heiko Prasse, Jahrgang 1979, theologischer Mitarbeiter der Mennonitengemeinde Hasselbach

---